

**Historische Anthropologie. Kultur Gesellschaft Alltag, 13. Jg., 2005 (3 Hefte), 445 Seiten**

Ein Ornament aus dem vervielfältigten Plan der Rotunde im Wiener Prater zielt 2005 das Cover der *Historischen Anthropologie*. Der Plan gehört zum Text von Martina **Nußbauer** über die „Internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen“ in Wien 1892. Sie analysiert Teile der Ausstellung sowie Begleitprogramme und Pressematerial und fokussiert dabei auf diskursive Repräsentationen des ‚Eigenen‘ und ‚Fremden‘. An der Oberfläche schien die Schau zwar im Sinne von Völkerverständigung und internationalem wissenschaftlichen bzw. künstlerischen Austausch konzipiert, im Grunde ging es jedoch darum, kulturelle Hegemonieansprüche durchzusetzen und Hierarchien festzuschreiben.

Um Vorherrschaft und Hegemonie geht es auch im Beitrag *Ordensfrauen unterwegs*. Gertrud **Hüwelmeier** zeichnet die Geschichte der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“ nach, ein im 19. Jahrhundert gegründeter deutscher Orden, der sich bis in die USA verbreitete. Diese „transatlantische[n] weibliche[n] Netzwerke“ (93) belegen, dass Globalisierung kein neues Phänomen ist – ein konflikträchtiges jedenfalls: Viele der Regeln aus dem Westerwälder Dorf Dernbach ließen sich nicht so einfach auf die ‚Neue Welt‘ übertragen. Die Spannungen zwischen dem Mutterhaus und den amerikanischen Dependancen verringerten sich erst, als sich Anfang des 20. Jahrhunderts durch Technik und Verkehr die persönlichen Kontakte der Schwestern auf der Leitungsebene intensivierten.

Die drei weiteren Hauptbeiträge in Heft 1 bilden einen Wissenschaftsgeschichte-Schwerpunkt. Madleine **Herren** erzählt von einem Schweizer Hochstapler, bringt damit ein Beispiel für *Inszenierungen des globalen Subjekts* und davon ausgehend *Vorschläge zur Typologie einer transgressiven Biographie*. Als Chemiker und Arzt gab sich Leandro Tomarkin aus, vertrieb zwischen 1920 und 1939 Medikamente, gründete Firmen und Stiftungen. Er etablierte sich irgendwo zwischen Geschäft, Wissenschaft und Politik, war in den Medien sehr präsent und mit vielen Leuten von Rang und Namen wohlbekannt. Herren zeigt, wie Tomarkin – das „globale Subjekt“ – zeitspezifische Handlungsräume nützte (vor dem Hintergrund der politisch, ideologisch und ökonomisch fragmentierten Epoche zwischen den Weltkriegen). Seine Grenzüberschreitungen waren meist mit Normverletzungen verbunden – das überträgt die Autorin einfach auf „transgressive Subjekte“ allgemein. Da wären weitere Beispiele hilfreich gewesen, vielleicht solche mit weniger ‚krimineller Energie‘. Herren schließt mit einem Plädoyer für den biografischen Ansatz, der erlaube, Internationalismus als Lebensform zu erkennen, nicht nur als politisches Konzept.

Biografisch ist auch der Zugang von Iris **Schröder**. Sie porträtiert den Afrikareisenden Hans Meyer und fragt, wie der Kilimandscharo *Der deutsche Berg in Afrika* werden konnte. Nach einem Exkurs über die Etablierung des Faches Geografie in Deutschland und dessen Verhältnis zu den (späteren) Kolonien beschreibt Schröder den Kilimandscharo als Forschungsobjekt und erzählt über die Arbeit Meyers. Der wohlhabende Leipziger Geograf unternahm in den 1880er Jahren mehrere Expeditionen in die Region und ‚besiegte‘ die englischen Wissenschaftler hinsichtlich (Aus-)Beute. Geografie und Reiseberichte bereiteten oft die Kolonialisierung der erforschten/bereisten Gebiete vor.

Mit einem Phänomen, über das man lange Zeit nichts wissen wollte, befasst sich Urs **Zürcher** nämlich mit dem Phantomschmerz. Erst um 1900 ist wissenschaftliches Interesse festzustellen, davor passte dieses Schmerzempfinden nicht zur Vorstellung von Körper und der „gegenseitige Bedingtheit von Sehen und Wissen“ (78). Zürcher bringt Psychologie und Medizin mit historischem Körperwissen zusammen, außerdem will er historische Diskursanalyse mit Phänomenologie verbinden. Zentral wichtig ist ihm, zu zeigen, dass Schmerz wandelbar und zeitspezifisch ist, genauso wie Körper jeweils historisch gedacht wird. Umso befremdlicher, dass die philosophischen Positionen von Descartes, über Hegel

und Fichte usw. zwar chronologisch sortiert, dennoch als etwas Zeitloses präsentiert werden.

Unter der Rubrik *Debatte* ist die Antrittsvorlesung von Michael **Jeismann** in Basel nachzulesen. Er sinniert, welche Geschichte sich das neue ‚Europa der 25‘ geben wird. Jeismann beobachtet eine „europäische Einigung auf den Holocaust als negativen Gründungsmythos“ (119) und spricht vom Zusammenschließen auf diesen „größte[n] gemeinsamen Nenner“ (118). Die HistorikerInnen mahnt Jeismann, ihre politische Aufgabe und Verantwortung gegenüber dem „Wiegenkind“ Europa wahrzunehmen. Auch Dipesh **Chakrabarty**, Historiker in Chicago, reflektiert über Geschichte. Er erläutert den Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Formen von Öffentlichkeit und Darstellungsweisen von Vergangenen. Während die Geschichtswissenschaft versuche, Vergangenheit zu „vergegenwärtigen“, wollten andere – wer bleibt unklar – sie „erleben“. Die Beispiele lassen zwar auf die Vielschichtigkeit und Verwobenheit von Öffentlichkeiten, Wissen und der Wahrnehmung von Historischem/den Wünschen an Historisches schließen, lassen die Leserin ansonsten aber verwirrt zurück.

In fünf Rezensionen werden sechs Neuerscheinungen besprochen – allesamt aus deutscher Produktion.

Heft 2 wird – von den *Lektüren* abgesehen – ganz von Autoren bestritten. Auffallend ist außerdem die starke Beteiligung von jüngeren Wissenschaftlern, des angehenden Osteuropa-Historikers Malte **Rolf** etwa. Er schreibt über Festefeiern in der Sowjetunion während der Kulturrevolution (1917-1932). Hinsichtlich der Massenfeste auf dem „Roten Kalender“ gilt ihm diese Zeit als formativ. Rolf beschreibt die Dramaturgie der sorgfältig inszenierten, didaktisch ausgerichteten Feiern und differenziert den Wandel der Festkultur nach historischen Phasen. Die Feierlichkeiten sollten immer staatsbildend sein; allein die Bevölkerung widersetzte sich sukzessive der Aufmarschpflicht und Feierstimmung.

Hansjörg **Dilger**, ebenfalls Dr. des., diskutiert Zusammenhänge zwischen Aids und Globalisierung. Er bringt einen Überblick der Positionen, die die Debatte in den letzten Jahren geprägt haben, kritisiert dabei die Idee, dass vor allem die international erzeugte „strukturelle Gewalt“ Aids verursache. Zwar sei die Epidemie Folge von Globalisierung und Modernisierung, zugleich aber ein Motor solcher Prozesse. Erklärungen für die Ausbreitung von Aids, meint Dilger, können erst gefunden werden, wenn der Blick auf die lokale Ebene gerichtet wird. Er schildert dann auf Basis eigener Feldforschung bei den Luo in Tansania, wie sich kulturelle und soziale Beziehungen im Kontext von Aids dort verändern. Es gehe darum, wie Menschen durch gesellschaftlichen Wandel ausgelöste Brüche interpretierten und wie sie Krankheit und Heilung deuteten.

*Überlegungen zur Stellung der „Jugend“ in der späten römischen Republik* (1. Jh. v. 0) präsentiert Jan Martin **Timmer**. Männer zwischen 17 und 30 – „milchbärtige Jünglinge“ wie sie Cicero nennt – tauchten in dieser Zeit der Krise immer wieder als politische Akteure auf, wandten Gewalt an, um Entscheidungen zu erzwingen und verstießen damit gegen alle Regeln der Volksversammlung. Dieses Geschehen wurde von HistorikerInnen oft als Ausdruck eines Generationskonflikts gedeutet. Timmer warnt davor, ein modernes Jugendkonzept auf die Antike zu übertragen. Die Jugendlichen bildeten zu dieser Zeit gar keine eigene Generation; ihre politische Rolle erklärt sich aus der Logik des Systems: Man bediente sich der jüngeren Angehörigen der politischen Elite, wenn der übliche, gewaltfreie Konsens nicht herzustellen schien. Sie erlernten durch „ein erlaubtes Spielchen die Spielregeln“ (215), der Autor vergleicht dies mit den Rügebräuchen der Dorfjugend.

Die Kriegserfahrungen und -erlebnisse der ‚kleinen Leute‘ wurden mit verändertem Interesse am Erstem Weltkrieg zusehends einbezogen; der Mediziner und Medizinhistoriker Kai **Sammet** geht einen Schritt weiter und schlägt vor, Zeugnisse psychisch Kranker für eine „Geschichte von unten“ zu nützen. Imaginationen und Handlungen psychisch Kranker könnten „Aussagen zu historischen Sachverhalten liefern [...], die sich aus anderen

Quellen in dieser Form kaum erschließen lassen.“ (244) Eine Krankenakte aus der Irrenanstalt Friedrichsberg (Hamburg) wird ausgewertet, um mit den „Augusterlebnissen“ Hugo Wilhelm Johannes W.s neue Perspektiven auf das Erleben des Kriegsausbruchs 1914 zu eröffnen. Sammet deutet W. betreffende Dokumente und erklärt, dass W.s August „außergewöhnlich normal“ war. Zugleich will der Autor die Psychatriegeschichte des Ersten Weltkriegs, die sich auf Militärpsychiatrisches („Kriegszitterer“) konzentriert, um die Facette des Alltags in den Anstalten und um die einzelnen Kranken erweitern.

Unter *Debatte* sammelt Till **van Rahden** verschiedene Lesarten des Begriffs „Assimilation“ in der Historiographie über die deutschen JüdInnen. In der Darlegung der zeitgenössischen Argumente konzentriert er sich auf vier Phasen und behandelt die Zeit vor 1933, dann die Periode von 1956 bis 1980. Hier werden vor allem Publikationen aus dem „Leo Baeck Institute“ herangezogen, wo man offensichtlich um einen vorsichtigen Ausgleich zwischen den Lesarten von Assimilation als Verrat, als Schicksal oder Chance bemüht war. Um 1980 war Schluss mit den bislang parallel existierenden Interpretationen, das Konzept galt schlicht als untauglich – bis kürzlich das Assimilationskonzept eine „veritable Renaissance“ erfuhr, die neue Deutungsmöglichkeiten von Assimilation eröffne: als Form kreativen Handelns, als aktive Aneignung, Übersetzung und Verhandlung.

Marco **Gerbig-Fabel** vom Graduiertenkolleg „Mediale Historiographien“ (Bauhaus-Universität Weimar) erarbeitet anhand von Werken Dipesh Chakrabartys und Harry Harootunians Möglichkeiten der erkenntnistheoretischen Positionierung Außereuropäischer Geschichte. Ausgangspunkt ist die Suche nach einer epistemologisch fundierten und methodologisch umsetzbaren Basis für eine historisch orientierte Kulturwissenschaft, um außereuropäische Modernität zu erforschen. Gerbig-Fabel gefällt, dass Chakrabarty von der Notwendigkeit der „epistemologischen Provinzialisierung“ Europas spricht, ihm gefällt aber nicht, dass der Historiker einen Bruch mit der „europäischen Erkenntnismatrix“ (271) für unmöglich hält. Der Japanologe Harootunian überwindet diese Position, indem er die westliche Moderne als kulturellen Erfahrungsraum definiert – flüchtig, vergänglich und widersprüchlich, mit unterschiedlichen Arten der Realitätswahrnehmung sei sie nicht soziale Totalität.

Im *Forum* schließlich ist Ludolf **Kuchenbuchs** Abschiedsrede von der FernUniversität Hagen abgedruckt, die im hauseigenen Jahrbuch nicht publiziert werden konnte, denn dort „sollten nur positive Beiträge“ erscheinen (278, Fn 1). Dankbar aber vor allem zornig zieht der Historiker Bilanz und kritisiert die universitären Strukturen, besonders jene der FernUniversität Hagen.

Das dritte Heft 2005 hat dann wirklich den Themenschwerpunkt Wissenschaftsgeschichte, genau genommen *Historische Anthropologie von Wissenschaft*. Vier der fünf Hauptbeiträge hätten durchaus mit „Mikrogeschichten von Wissenschaft“ überschrieben werden können.

Mikrohistorie ist auch im *Forum* Thema, wo Päivi **Räisänen** einen Überblick zur Rezeption mikrohistorischer Ansätze und deren Umsetzung in Finnland gibt. Er stellt dazu fünf Arbeiten exemplarisch vor; die Ebene der Subjekte wird jeweils wichtig genommen (einbezüglich der AutorInnen), alle fünf Texte sind gut lesbar und wurden in größeren, nicht-wissenschaftlichen Verlagen publiziert. Markant findet Räisänen auch eine Zurückhaltung hinsichtlich Theorie sowie eine starke Orientierung an italienischen und französischen Vorbildern. Thoralf **Klein** versucht – ebenfalls im *Forum* – eine Korrektur der (medialen) Berichterstattung der antijapanischen Proteste in China 2005. Mit einem Rückgriff auf aktuelle und historische Vorläufer ordnet er die Ereignisse ein, beschreibt sie als zivilgesellschaftliches Projekt, das aber von der Regierung instrumentalisiert und unter Kontrolle gehalten wird.

Zurück zu den Aufsätzen: H. Otto **Sibum** beleuchtet die intensive Zusammenarbeit zwischen James Prescott Joule, Bierbrauer und Entdecker des Energieerhaltungssatzes, und

dem Optiker und Instrumentenbauer John Benjamin Dancer als Beispiel für die *Mikro-Dynamik wissenschaftlichen Wandels im frühviktorianischen England*. Sibus moniert, dass die Wissenschaftsforschung auch nach dem „practical turn“ sich noch immer zu wenig bemühe, die „gelebte Praxis“ (302) von Wissenschaft und Forschung zu rekonstruieren und kündigt selbstbewusst an, über deren Methodik und Anspruch hinauszugehen. Die Aufmerksamkeit gilt im Folgenden praktischen Problemen, typischen Arbeitsgesten, dem Umgang mit Objekten, es geht darum, das handlungsgebundene Wissen und die Erfahrungsräume der beiden Forscher im Manchester der 1830er Jahre zu erschließen, auch Konkurrenzen und Anerkennungsmechanismen werden sichtbar. Joule und Dancer sind Zeitzeugen und Akteure enormen Wandels: Experimentalpraxis entfaltet sich gerade und Naturwissenschaft ‚entöffnet‘ sich, die Hierarchie der Sinne ändert sich und menschliche Wahrnehmungsgrenzen werden überschritten. Sibus zeigt, wie praktische Wissenstraditionen „lokal gebundenes Experimentalwissen“ (323) speisen; unverständlich, dass er so vehement betont, nicht biografisch zu arbeiten, weil es ihm nicht um Genie, Vorsehung oder Schicksal gehe.

Gadi **Algazi**, neben Hans Medick und Martin Schaffner Herausgeber dieses Schwerpunktheftes, skizziert die historische Herausbildung jener Geschlechterbeziehung, die moderner Wissenschaft zugrunde liegt, er befasst sich deshalb mit dem Haushalt und dem Seelenhaushalt von Gelehrten, mit dessen sozialer Figuration und angelerntem Habitus. Die „Geschichte der kollektiven Organisation des gelehrten Selbst“ (342) ist noch nicht geschrieben, Algazi will einige Aspekte und Schwierigkeiten dieses Unternehmens zur Diskussion stellen. Er setzt um 1500 an, in einer Zeit des Wandels, denn vor 1400 lebten nordeuropäische Gelehrte zölibatär. Anhand von Beispielen macht der Historiker nachvollziehbar, wie Gelehrte sich mit der neuen Lebensform Familienhaushalt arrangierten, welche Konzepte zur Organisation von Gelehrtenleben propagiert und wie sie gelebt wurden. Zum einen bot so eine Hausfrau im Hintergrund ideale Bedingungen für geistiges Arbeiten, zum anderen drohten Störungen und Unvereinbarkeiten. Der Humanist Philipp Melancthon, gründete zwar kaum in seiner Bude angekommen eine Familie, doch er hatte trotzdem Glück, denn seine Frau war eine miserable Köchin und hinderte ihn von daher nicht an gelehrter Askese.

Simon **Schaffer** erzählt die Geschichte des Modellbaus im Schiffs- und Flottenwesen in England am Ende des 18. Jahrhunderts, Modelle und Experimente sollten zur Stabilität und besseren Konstruktion von Schiffen beitragen. Die Handwerker lehnten dieses Bestreben, im Schiffsbau Theorie einzuführen vehement ab; sie konnten den Anspruch der Wissenschaftler, ihre Fähigkeiten im Modell abbilden, beurteilen und steuern zu wollen, nicht akzeptieren. Schaffer beschreibt die Versuche, über Modellbau lokales Expertenwissen mit abstrakter Wissenschaft zu versöhnen; die damit verbundenen Kontroversen gelten ihm als ideales Forschungsfeld, denn sie machten Unausgesprochenes sichtbar. Verbindungen zwischen Mikrogeschichte und Geschichte der experimentellen Naturwissenschaften würden meist gleich abgetan, dass es hier Zusammenhänge geben könnten, scheint wenig vorstellbar. Dabei tauchte der Begriff „microstoria“ erstmals in einem Text Primo Levis auf (1975), und Levi war immerhin Analytischer Chemiker.

In gewisser Weise ‚mikro‘ ist auch Martin **Gierls** Beitrag, denn er befasst sich mit einer programmatischen Schrift aus dem 18. Jahrhundert zur *Universität als Aufklärungsfabrik*. Er eruiert den wirklichen Autor des Textes über die Universität Göttingen, er wurde immer wieder, unterschiedlichen Interessen folgend, unterschiedlichen Protagonisten zugeschrieben (höchstwahrscheinlich ist der Ansbacher Hofkammerrat Friedrich Philipp Carl Böll der Verfasser). Gierl interpretiert die Kernaussagen der Schrift – die Uni ist eine Fabrik, ein Unternehmen (wie modern!) – und verfolgt einige Spuren ihrer Rezeption, Immanuel Kant etwa greift für „Der Streit der Fakultäten“ Ideen daraus auf und führt sie weiter.

Nur am Rande mit dem Schwerpunkt hat der Artikel von Vanessa **Ogle** über die Repräsentation der französischen Kolonien auf den Weltausstellungen in Paris 1889 und 1900 zu tun. Etwas irreführend finde ich auch den Titel *Die Kolonisierung der Zeit*. Mit der Kolonialisierung, als einer Art von Vernetzung der Welt, verschoben sich Raum- und Zeitvorstellungen, eine ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ wurde konstruiert. Man war der Meinung, die kolonialen Subjekte seien noch auf einer früheren Entwicklungsstufe, die Autorin nennt es, „Temporalisierung von Differenz“ (386). Aber eigentlich steht die Ambivalenz bzw. Unvereinbarkeit zwischen dem Konzept Assimilation und dem Konzept Exotismus im Mittelpunkt des Beitrags.

Unter *Debatte* findet sich in Heft 3 eine ausführliche Rezension des Sammelbandes „Die leidige Seuche“. Martin **Dinges** kritisiert heftig das von Otto Ulbricht („Mikrohistoriker“ [398]) herausgegebene Buch zur Pest in Norddeutschland. In der Einleitung werde der Forschungsstand lückenhaft rezipiert und dargestellt, zwischen modernem und zeitgenössischem Verständnis von Pest würde nicht unterschieden und es fehle an medizingeschichtlichem Grundwissen. Ähnliches gelte für die Beiträge, die sich zudem überwiegend auf gedruckte Quellen bezögen. Unter *Lektüren* beschließen sieben weitere Besprechungen den Jahrgang 2005.

*Nikola Langreiter*